

Hallo Jean und Michel

Ich habe heute die Frage bekommen, wieso Kinder ihre Leistungen in Der Schule mit denen anderen Kindern vergleichen. Habt ihr euch darüber schon einmal Gedanken gemacht?

Streitgespräch der Geister von Alfred Stephan Behn-Eschenburg/15.12.2025



Szene

Im Klassenzimmer ist es kurz vor der Notenbesprechung. Einige Kinder rutschen nervös auf ihren Stühlen hin und her, andere versuchen, lässig zu wirken, spähen aber doch auf die Hefte ihrer Nachbarn. Flüsternd werden Zahlen verglichen: „Was hast du?“ – „Ich hab besser als du!“ Die Lehrkraft hatte eigentlich betont, dass Lernen wichtiger sei als Noten – und trotzdem scheint die ganze Situation wie ein unsichtbarer Wettbewerb zu wirken.

Ein Moment, der harmlos aussieht. Und doch ist er ein Brennglas: Er zeigt, wie schnell sich Lernen in eine Bühne verwandelt – und wie früh Kinder beginnen, ihren Wert über Rang und Urteil zu verhandeln.

Zwei Stimmen treten hervor

In solchen Augenblicken treten zwei sehr unterschiedliche Denktraditionen aus dem Schatten. Die eine fragt: **Was geschieht im Inneren des Kindes, wenn es sich vergleicht – und warum ist das entwicklungslogisch fast unvermeidlich?** Diese Stimme trägt den Ton von **Jean Piaget**, dem großen Beobachter der kognitiven Entwicklung, der das Kind nicht als Gefäß, sondern als Konstrukteur seiner Welt versteht.

Die andere fragt: **Welche unsichtbaren Ordnungen machen diesen Vergleich überhaupt so zwingend?** Sie hört nicht zuerst auf das Kind, sondern auf die Institution, die Regeln, die Bewertungsrituale, die Normalitätskurven. Diese Stimme trägt den Ton von **Michel Foucault**, der Schule als Dispositiv von Disziplin, Sichtbarkeit und Normierung lesen würde.

Beide schauen in denselben Raum. Doch sie sehen nicht dasselbe.

Streitgespräch

Piaget: Wenn ich diese Szene beobachte, sehe ich zunächst ein entwicklungspsychologisches Phänomen. Kinder im Schulalter treten in eine Phase, in der sie sich systematisch mit anderen vergleichen, um ihr eigenes Leistungsvermögen zu verstehen. Sie konstruieren ihr Selbstbild kognitiv – und dazu gehören Vergleiche: „Bin ich besser, schlechter, gleich gut?“ Der schulische Rahmen liefert ihnen dabei klare, messbare Anhaltspunkte: Noten, Rückmeldungen, Reihenfolgen.

Foucault: Ich würde hinzufügen, dass dieser Vergleich nicht nur aus der inneren Entwicklung der Kinder kommt, sondern vor allem aus einer Macht- und Disziplinlogik, die in der Schule verankert ist. Die Schule produziert Vergleichbarkeit: durch Tests, Notenlisten, Rangordnungen, Förderempfehlungen. Selbst wenn die Lehrkraft es nicht „absichtlich“ will, wirkt die ganze Struktur normierend: Sie lädt dazu ein, sich selbst untereinander zu messen.

Piaget: Natürlich, die Struktur gibt die Daten vor, aber die Art, wie Kinder diese Daten interpretieren, ist entscheidend. Ein Kind versucht, aus Erfahrung und Rückmeldung stabile Schemata zu bilden: „Ich bin gut in Mathe, schlecht in Deutsch.“ Diese Kategorisierungen helfen ihm, sich in der Welt der Anforderungen zu orientieren. Der Vergleich ist somit eine Form der kognitiven Orientierung, nicht nur ein Produkt von Disziplin.

Foucault: Und doch ist diese Orientierung bereits durchnormiert. Die Kategorien „gut“ und „schlecht“ sind keine neutralen Begriffe, sie sind an Macht gebunden. Die Schule erzeugt eine „Normalitätsskala“: das durchschnittliche Kind, das gute Kind, das schwache Kind. Durch Prüfungen und Bewertungen werden Kinder nicht nur beschrieben, sondern sortiert. Der Vergleich dient dazu, sich auf dieser Skala zu verorten – und das tun die Kinder, weil sie diese Skala täglich erleben.

Piaget: Ich stimme zu, dass diese Skala existiert, aber ich sehe auch die Eigenaktivität der Kinder: Sie wollen verstehen, warum ein Fehler ein Fehler ist, warum eine Lösung als richtig anerkannt wird. Durch den sozialen Vergleich erkennen sie, dass andere Kinder andere Strategien haben, andere Fehler machen. Das fördert – im besten Fall – die Dezentrierung: das Wahrnehmen anderer Perspektiven und Fähigkeiten.

Foucault: Im „besten Fall“, ja. Aber meistens wird diese Dezentrierung von einem Leistungsvergleich überlagert, in dem es um „höher, weiter, besser“ geht. Die Kinder wissen sehr genau, dass bestimmte Leistungen Zugänge eröffnen: zu Lob, zu Anerkennung, zu besonderen Angeboten. Diese Kopplung von Leistung und Zugängen verankert den Vergleich tief in ihrem Selbstverhältnis. Sie lernen, sich permanent wie ein „Projekt“ zu beobachten und zu optimieren.

Piaget: Das ist ein interessanter Punkt: Die Kinder beginnen, sich selbst von außen zu betrachten. In der kognitiven Entwicklung nenne ich das die Fähigkeit, sich selbst zum Objekt des Denkens zu machen. Aber wenn diese Selbstbetrachtung ständig mit Bewertung aufgeladen ist, verengt sich der Blick: aus „Wie lerne ich?“ wird „Wie schneide ich im Vergleich ab?“ Das beeinflusst ihr Verständnis von Intelligenz: eher statisch („Ich bin halt so“) als veränderbar.

Foucault: Genau hier zeigt sich der disziplinierende Charakter der Schule. Durch wiederholte, standardisierte Messungen entsteht eine Art „Dossier“ über jedes Kind, ein stilles Archiv seiner Leistungen. Die Kinder spüren, dass dieses Archiv existiert, auch wenn es unsichtbar ist. Sie vergleichen sich nicht nur im Moment, sondern mit einer imaginierten Akte, die weitergetragen wird: zu Übergangsempfehlungen, Zeugnissen, Abschlüssen.

Piaget: Und doch ist der Vergleich für Kinder auch eine Quelle von Motivation. Sie erleben Stolz, wenn sie merken, dass sie Fortschritte machen – manchmal auch im Vergleich zu anderen. Eine pädagogische Frage ist daher: Wie gelingt es, den Fokus auf den intraindividuellen Vergleich zu legen – „Bin ich besser geworden als früher?“ – statt auf den sozialen Vergleich – „Bin ich besser als die anderen?“

Foucault: Hier liegt ein Widerspruch, den Lehrkräfte kaum allein lösen können. Das Schulsystem verlangt ihnen ab, Leistungen vergleichbar zu machen: Klassenarbeiten nach einheitlichen Kriterien, Notenskalen, Übergangskriterien. Selbst wenn eine Lehrkraft den intraindividuellen Fortschritt betont, ist sie zugleich an ein System gebunden, das Kinder sortiert. Die Kinder merken diese doppelte Botschaft: offiziell „Es geht ums Lernen“, praktisch „Es geht um Rangplätze“.

Piaget: Diese doppelte Botschaft irritiert sie kognitiv. Kinder versuchen, Kohärenz herzustellen und ziehen oft den Schluss: „Eigentlich zählen doch die Noten mehr als die Worte.“ Damit stabilisieren sie ein Leistungs-Selbstkonzept, das stark vom äußeren Vergleich abhängt. Pädagogisch wäre es wichtig, Situationen zu schaffen, in denen Kooperation stärker sichtbar wird als Konkurrenz – damit der soziale Vergleich nicht die einzige Orientierungsquelle bleibt.

Foucault: Kooperation kann aber ebenso in die Logik des Vergleichs eingebaut werden. Gruppenarbeiten werden bewertet, „leistungsstarke“ Kinder sollen „schwächere“ mitziehen, was vielfach bedeutet, dass die Starken ihre Position im Ranking sichern. Die Schule wirkt wie ein Feld, auf dem jeder Schritt beobachtet und beurteilbar ist. Kinder lernen früh, sich selbst und andere in dieser ständigen Sichtbarkeit zu positionieren.

Piaget: Was Sie beschreiben, erinnert mich an das Bedürfnis von Kindern, „gerecht“ behandelt zu werden. Sie vergleichen sehr sensibel, ob jemand mehr Lob, mehr Zeit, mehr Aufmerksamkeit bekommt. Das Gerechtigkeitsempfinden entwickelt sich über solche Vergleiche – aber in einem stark bewertenden Umfeld kann es zu bitteren Schlussfolgerungen führen: „Die Guten werden bevorzugt, die Schlechten bleiben zurück.“

Foucault: Das „Gerechtigkeitsempfinden“ ist nicht unschuldig. Es orientiert sich an den Normen, die die Schule setzt. Wenn das System sagt: „Leistung ist das, was in Tests messbar ist“, dann wird das als gerecht erlebt, auch wenn andere

Formen von Können unsichtbar bleiben. Kinder richten sich gegenseitig nach diesen Normen: Sie benennen, wer „Streber“, wer „dumm“, wer „Durchschnitt“ ist. Der Leistungsvergleich wird so zu einem Netz gegenseitiger Kontrolle.

Piaget: Dann stellt sich die Frage, wie Lehrkräfte helfen können, diese Kategorien aufzubrechen. Wenn Kinder entdecken, dass Intelligenz vielfältig ist – sozial, sprachlich, motorisch, kreativ – relativiert das die eine Vergleichslinie „Note“. In der kognitiven Entwicklung führt Vielfalt an Erfahrungen dazu, dass starre Schemata flexibilisiert werden. Das könnte die Dominanz des einen Leistungsmaßstabes mindern.

Foucault: Ich bin skeptisch, ob sich das ohne Veränderung der Machttechniken der Schule erreichen lässt. Selbst wenn mehrere Intelligenzen anerkannt werden, bleibt die Logik der Messung oft dieselbe: neue Raster, neue Checklisten, neue Formen von Vergleich. Die Kinder spüren, dass sie an vielen Fronten „performen“ sollen. Der Druck verteilt sich nur auf mehrere Dimensionen, er verschwindet nicht.

Piaget: Vielleicht ist ein Ansatz, Kinder in die Reflexion über diese Mechanismen einzubeziehen. Im schulreisen Alter können sie anfangen, über Regeln und Systeme nachzudenken. Man könnte mit ihnen besprechen, warum es Noten gibt, wie ungerecht Vergleiche sich manchmal anfühlen, und welche anderen Arten von Rückmeldung wichtig wären. So wird der innere Vergleich nicht blind übernommen, sondern kritisch geprüft.

Foucault: Das halte ich für bedeutsam: Kinder als Subjekte, die über die Machtverhältnisse, in denen sie leben, nachdenken. Wenn sie verstehen, dass Bewertung eine bestimmte Funktion im System erfüllt, können sie sich anders dazu verhalten – zum Beispiel, indem sie sich gegenseitig nicht nur nach Noten einschätzen, sondern nach Kooperation, Zuverlässigkeit, Hilfsbereitschaft. Dennoch: Die Schule bleibt eine Institution, die fürs Sortieren gebaut wurde.

Piaget: Dann wird aus pädagogischer Sicht der Umgang mit Sprachhandlungen zentral. Wenn Lehrkräfte Rückmeldungen geben, die Prozesse, Strategien und Anstrengung hervorheben, statt nur Ergebnisse, verschiebt sich der Fokus: vom statischen Vergleich zum dynamischen Lernen. Das verändert auch, wie Kinder sich vergleichen: „Wie habe ich gelernt?“ statt bloß „Wie bin ich eingestuft?“

Foucault: Aber auch hier lauert eine subtile Verschiebung: Die Kinder lernen, sich selbst als „lebenslange Lernende“ zu beobachten, ihre Anstrengung, ihre Selbstdisziplin zu messen. Es ist eine Verfeinerung der Selbstkontrolle. Der Vergleich mit anderen bleibt – er wird nur ergänzt durch den Vergleich mit einem Ideal: dem immer motivierten, selbstregulierten Schüler oder der Schülerin, die nie „aufgibt“.

Piaget: Ich sehe den Punkt. Dennoch braucht Entwicklung ein Mindestmaß an Selbstbeobachtung und Zielorientierung. Das Problem entsteht, wenn das Selbstwertgefühl zu eng an Leistungsvergleich gekoppelt wird. Dann werden Fehler zu Bedrohungen der eigenen Identität. Eine Schule, die Fehler als normale, nützliche Entwicklungsphasen sichtbar macht, schwächt diese Kopplung ab und damit auch den zerstörerischen Teil des Vergleichs.

Foucault: Vielleicht kann Schule lernen, mit Widersprüchen zu leben, statt sie zu glätten. Sie bleibt ein Ort des Vergleichs und der Selektion, aber sie könnte zugleich zu einem Ort werden, an dem offen darüber gesprochen wird: dass diese Vergleiche Kinder verletzen, motivieren, disziplinieren, strukturieren. In dieser Offenheit könnte ein Freiraum entstehen, in dem Kinder ihre eigenen Maßstäbe entwickeln.

Piaget: Dann würden Kinder im schulischen Kontext weiterhin vergleichen – denn das ist ein Teil ihrer kognitiven und sozialen Entwicklung –, aber sie wären weniger ausgeliefert. Sie könnten verstehen, dass Leistung nur eine Facette ihrer Person ist und dass Vergleiche immer eine Perspektive darstellen, nicht die ganze Wahrheit. Das wäre ein Schritt hin zu einer reiferen, reflektierteren Haltung.

Foucault: Und Lehrkräfte wären nicht länger nur Ausführende eines anonymen Systems, sondern Mitgestaltende der „Blicke“, unter denen Kinder sich sehen. Sie könnten helfen, die Strenge des Leistungsvergleichs zu relativieren, indem sie andere Formen der Anerkennung eröffnen. Vollständig entkommen sie der Logik des Vergleichens nicht – aber sie können ihre Kinder stärken, in dieser Logik weniger zu zerbrechen.

Epilog

Als die Hefte schließlich verteilt werden, ist es nicht nur eine Note, die im Raum landet. Es ist eine stille Botschaft darüber, wer „oben“ und wer „unten“ steht, wer sich sicher fühlen darf und wer sich künftig noch genauer beobachten wird.

Piaget erinnert daran: Vergleichen ist auch Lernen — ein Versuch, sich selbst zu verorten, Muster zu bilden, Fortschritt zu erkennen. Foucault erinnert an das, was dabei oft unsichtbar bleibt: Dass diese Verortung nicht im luftleeren Raum geschieht, sondern in einem System, das durch Bewertung, Sichtbarkeit und Normierung eine Skala erzeugt, auf der Kinder sich zwangsläufig wiederfinden.

Und genau dort beginnt Pädagogik: nicht beim Verbot des Vergleichs, sondern bei der Gestaltung seiner Folgen.

Essenz

Der Vergleich von Kindern ist zugleich **Entwicklung** und **Disziplin**: ein kognitiver Mechanismus der Selbstorientierung, der in der Schule durch Noten, Rankings und implizite Normen verstärkt wird.

Lehrer-Takeaways: 7 mögliche Interventionen

1. Vergleich reflektieren lassen
2. Intraindividuellen Fortschritt sichtbar machen
3. Fehlerkultur ausdrücklich gestalten
4. Vielfalt von Fähigkeiten anerkennen
5. Bewertungspraktiken sprachlich entzerrern
6. Kooperation vor Wettbewerb stellen
7. Systemlogik transparent machen

5 Satzbausteine für die eigene Lehrer-Sprache

1. „Mich interessiert heute vor allem, **wie** du zu deiner Lösung gekommen bist, nicht nur, **ob** sie richtig ist.“
2. „Vergleiche dich bitte mal nicht mit deiner Nachbarin, sondern mit dir vor zwei Wochen: **Was hat sich verändert?**“
3. „Eine Note sagt **etwas**, aber nie **alles** über dich als Lernerin oder Lerner.“
4. „Fehler zeigen mir, **wo dein Denken gerade steht** – und genau damit können wir weiterarbeiten.“
5. „In dieser Stunde ist nicht wichtig, **wer der Beste ist**, sondern **dass wir einander helfen, es besser zu verstehen.**“

Anhang: Kanonische Profile von Jean Piaget und Michel Foucault

Jean Piaget

Jean Piaget (1896–1980) war ein Schweizer Entwicklungspsychologe und Erkenntnistheoretiker, der die moderne Sicht auf kindliches Denken grundlegend geprägt hat. Er verstand Kinder nicht als „kleine Erwachsene“, sondern als aktive Konstrukteure von Wissen. Lernen entsteht bei Piaget durch Assimilation und Akkommodation: Neue Erfahrungen werden in vorhandene Denkmuster eingebaut oder verändern diese, wenn sie nicht mehr passen. Entwicklung verläuft in qualitativ unterschiedlichen Stufen, in denen sich Logik, Perspektivübernahme und Abstraktionsfähigkeit schrittweise entfalten. Piaget betonte, dass Fehler nicht bloß Defizite sind, sondern Hinweise darauf, wie ein Kind gerade denkt. Pädagogisch folgt daraus: Gute Bildung erzeugt nicht bloß richtige Antworten, sondern kognitive Konflikte, die zum Umlernen anregen, und Lernumgebungen, in denen Kinder explorieren, begründen und Zusammenhänge selbst entdecken. Piagets Ansatz verbindet Psychologie und Erkenntnistheorie: Wer verstehen will, wie Menschen wissen, muss beobachten, wie Wissen im Kind entsteht.

Michel Foucault

Michel Foucault (1926–1984) war Philosoph, Historiker und einer der schärfsten Analytiker moderner Machtformen. Anders als klassische politische Denker, die Macht als Besitz oder Herrschaft verstehen, begreift Foucault Macht als Netzwerk von Praktiken, Diskursen und Institutionen, die unser Denken und Handeln formen. Macht ist bei ihm nicht primär repressiv, sondern produktiv: Sie erzeugt Subjekte, Normen, Wahrheiten. Seine Genealogien – etwa zu Wahnsinn, Sexualität oder Strafe – zeigen, wie Gesellschaften Ordnung herstellen, indem sie Grenzen ziehen: normal/abweichend, gesund/krank, wahr/falsch.

Foucault ist misstrauisch gegenüber einfachen Erklärungen. Er lehnt universelle Wahrheiten ab und interessiert sich stattdessen für die historischen Bedingungen, unter denen bestimmte Wahrheiten entstehen. Sein Denken fordert uns heraus, vertraute Begriffe zu hinterfragen: Freiheit, Identität, Normalität. Er zeigt, wie eng wissenschaftliche Diskurse mit Machttechniken verwoben sind – und wie Menschen sich durch Selbstpraktiken befreien oder transformieren können.

Für die Streitgespräche der Geister ist Foucault eine Stimme der kritischen Wachsamkeit. Er widerspricht Arendt dort, wo sie Politik als Raum der Freiheit idealisiert, und er korrigiert Machiavelli, indem er Macht nicht der Fürsten, sondern der Systeme analysiert. In Dialogen ist Foucault ruhig, präzise, analytisch, manchmal abstrakt, aber immer mit dem Anspruch, verborgene Strukturen sichtbar zu machen. Sein Ton ist unaufgereggt, fast klinisch. Seine Rolle im Projekt: der Kartograph unsichtbarer Machtfelder, der das Denken selbst zum Untersuchungsgegenstand macht.